

Freies Christentum

KBA 5940.1-4

74

Herausgegeben im Auftrag des Deutschen Bundes für freies Christentum

Schriftleitung: Pfarrer Dr. Hans Pribnow, Hanau am Main, unter Mitwirkung von Pfarrer Friedrich Manz, Bergen, Pfarrer Erich Meyer, Frankfurt a. M., Professor D. Georg Wünsch, Marburg (Lahn)

Nummer 6

Frankfurt am Main, 1. Juni 1954

6. Jahrgang

Die Hauptsache ist, daß Leben sich regt. Die Wachstumsbedingungen zu fügen und die Sichel zu senden, ist Gottes Sache. Unsere Sache ist es, in Glauben und Liebe zu säen und in Geduld und Hoffnung zu warten. Gustav Benz
Gott hat die Welt so eingerichtet, daß der Christ, je länger er lebt, desto mehr seines Glaubens gewiß wird.

Ludwig Köhler

Wo Dank ist und Demut, Geduld und Zuversicht, da bleibt der Segen.
Paul Wurster

Heimat

Psalm 84,4: Die Schwalbe hat ihr Nest gefunden.

Dieses Psalmwort ist ein Gleichniswort von der Heimat. Die Schwalbe sucht ein Nest, und sie freut sich, wenn sie es gefunden hat. Mit ihr teilt der Mensch die Sehnsucht nach einer Heimat und das Glück des in der Heimat geborgenen Lebens.

Im Stübchen meiner Großmutter hing ein überaus schlichtes Bild von einem Heimathaus mit ebenso schlichten Worten darunter, die ich dann später als Urworte von der Heimat verstehen und lieben lernte:

Der Mensch braucht ein Plätzchen, und wär's noch so klein, von dem er kann sagen: Sieh hier, das ist mein!

Hier leb' ich, hier lieb' ich, hier ruh' ich mich aus.

Hier ist meine Heimat, hier bin ich zuhaus.

Um im Leben heimisch werden zu können, braucht der Mensch einen Stuhl — kann es ein bequemere Stuhl sein, um so besser! —, einen Schrank für seine Sachen, einen eigenen Tisch für seine Mahlzeiten und ein eigenes Bett für die tägliche Nachtruhe und die kranken Tage. Dazu vielerlei Hausgerät. Gut, wenn darüber hinaus einige Dinge das Verlangen nach Schönheit und Erhebung über den Alltag befriedigen können. Und Ehre den Dingen, die wir als Andenken an unsere Lebensgeschichte und an die Geschichte unserer Familie hüten dürfen! Wohl dem Menschen, dem der Herr des Lebens diese Grunddinge der Heimat ließ oder wiedergab!

Entscheidend freilich ist im Hause der Geist, die geistig-seelische Luft, die es atmet. Der Geist muß erst alles beseelen (sonst bleibt vieles nur eine kalte Pracht). Wie leben Mann und Frau miteinander, Eltern und Kinder, die zwei oder drei Generationen? Wie gibt sich unser Haus den Gästen? Hier entstehen jedem Menschen, der kein Robinson ist, auch dem gehetzten Menschen von heute, wenn er nicht auf das Heimischwerden im Leben überhaupt verzichten will, wichtige Aufgaben. Auch die Heimat ist nicht nur eine Gabe des Lebens an den Menschen, sondern auch ein dauernder Auftrag. Das Nest will gebaut und erhalten sein!

In seinem Heim braucht der Mensch den Feierabend und den Feiertag, den immer wiederkehrenden und den besonderen. Ich kannte einen Mann, der wollte auch im Winter des Abends daheim ohne Jacke sitzen: „Nestwärme“! Hier haben Buch und Bild, Lied und Musik, die Lieblingsbeschäftigung und selbst das „Steckenpferd“ ihre Stätte. Und der traute Garten hinter dem Haus sei nicht vergessen!

Zur Heimat gehört der Umgang mit den Menschen, mit den Verwandten, Freunden, Bekannten und allen denen, die der Beruf mit uns verbindet. Die Schwalbe lebt ja nicht allein und bleibt auch nicht für sich allein, auch wenn sie ihr eigenes Nest hat! Der menschlichen Heimat fehlt auch etwas, wenn es keine Nachbarschaft mehr gibt: die Seelenlosigkeit der Großstadt, in der man es kaum noch weiß, wenn zwei Treppen höher oder tiefer jemand krank liegt!

Und nun verstehen wir, wie der Wohnort zur Heimat gehört, zum Heimischsein im Leben. Die Stadt wird Heimatstadt. Man kennt jede Straße und fast jedes Haus; man erlebt ihre Geschichte nach und mit; man kennt die Männer und Frauen, die ihr das Gepräge gaben und geben. So kann ein Mensch werden, von dem man sagen darf: „Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat liebt wie du.“ Es kann einen kostbaren Reichtum an Lebensgefühl und Lebenserfüllung bedeuten, wenn ein Mensch in seiner Heimatstadt sein Leben zubringen kann und womöglich dort sein Grab findet, wo er geboren ward. Von hier aus muß man es auch verstehen, wie die

Flüchtlinge und Vertriebenen eine Liebe zu ihrer Heimat im Herzen behalten (und welches Unrecht es ist, Menschen die Heimat zu nehmen). Andererseits müssen sie nun die neue Heimat ihrem Herzen erschließen und ihr Herz der neuen Heimat.

Der Heimatstadt schließt sich das Land an, in dem sie gelegen ist. So liebt der Hanauer sein Hessenland. In ihm und an ihm erlebt er die schöne Gotteswelt, und an Taunus, Spessart, Vogelsberg und Rhön geht ihm im Sommer und im Winter die Wahrheit auf: „Die Höhen der Berge sind auch Sein!“

Damit erschließt uns die Heimat im kleinen die Heimat im großen: das Vaterland. Was die Vertriebenen in polnischen und anderen Lagern und in den Güterwagen tröstete, war eben dies: aus den fremd gewordenen Orten geht es irgendwie heim, heim ins Vaterland zu den deutschen Brüdern. Der Begriff Vaterland ist bei uns Deutschen durch die Überdehnung und Verzerrung im vergangenen Staate zerplatzt; unsere Jugend kennt ihn kaum noch (sie hat ja auch kein ganzes Vaterland mehr). Oder welche Lieder sänge sie noch oder wieder vom Vaterland? Wie aber, wenn das Wort vom „vaterlandslosen Gesellen“ doch ein Körnlein Wahrheit hätte? Die evangelische Kirche hat in ihrer Verkündigung (nicht in ihren Tagesparolen) das Reden und Singen vom Vaterland in den Bann getan und diesen noch nicht wieder aufgehoben. Sie sollte aber beten und beten lehren: „Das Land meiner Väter, in dem ich geboren, mein Deutschland behüte, allmächtiger Gott. Den Enkeln zum Segen behüt' allerwegen, was Du mir zur Freude hast gnädig verliehn: den Boden der Heimat, die Scholle der Väter, den Herd meines Hauses behüte, mein Gott.“ Es mag durchaus die Zeit gekommen sein, da aus vielen Gründen der Zusammenschluß der Nationen notwendig und gut ist. Es wird dabei aber das Lebensbekenntnis eines pommerschen Dichters sein Recht behalten müssen: „Ich bin geboren, deutsch zu fühlen, bin ganz auf deutsches Denken eingestellt; erst kommt mein Volk, und dann die andern vielen, erst meine Heimat, dann die Welt.“ Wohl ist die Welt gegenüber früheren Zeiten viel kleiner geworden, wohl wird mit Recht „globales Denken“ von uns gefordert — aber die Schwalbe muß doch ihr Nest behalten. Ohne Heimat kann ein Mensch auf dieser Erde nicht heimisch sein.

In der Heimat steht die Heimatkirche. Der Glaube braucht auf dieser Erde auch seine Verleblichung, unsere Gebundenheit an Gott auch ihren sichtbaren Ausdruck. Daß wir „Gottes Kinder“ sind, will mit kindlicher Seele aufgenommen sein, wie alle für Leben und Wesen entscheidenden Eindrücke und Gefühle. So wird die Heimat der Kindheit auch zur Heimstätte des Glaubens, und mit ihrer Geborgenheit, mit ihrer Freude und ihrem Frieden bleibt die Heimat so etwas wie ein Transparent, durch das eine andere Wirklichkeit der Geborgenheit und des Friedens, eine andere Heimat hindurchschimmert.

Zuletzt — der Reihenfolge, nicht der Bedeutung nach — sind es Gräber, die uns Heimat geben. Auf den Dörfern treten die „einheimischen“ Bauern an die Gräber ihrer Väter und Mütter und Kinder, ehe sie in das Gotteshaus gehen. Wer seinen Toten nahebleibt und wem seine Toten nahebleiben, der bleibt dem Herrn des Lebens und des Todes und Seiner Ewigkeit nahe. „Unsere Toten geben uns Licht.“ Wohl dem alten Menschen, der in getrostem Frieden auf die eigene Grabstätte weisen kann! Nur in der Heimat kann sie liegen, und diese Heimat wird immer mehr zur Brücke zur andern Heimat hin. Ganz fest und tief kann ein Mensch auf Erden nur Heimat haben, wenn ihm ein Suchen und Finden der ewigen Heimat beschieden ist. Sonst kann er sein ganzes Leben an einem Orte leben, und er wird doch unstedet und flüchtig sein. Das wahre, bleibende, unzerstörbare Nest muß die Schwalbe finden: „Deine Altäre, mein König und mein Gott!“ (Psalm 84,4.)

Hans Pribnow

Pastor Heinz Dressel (Pratos/Brasil):

Die Christologie in der Gegenwart

Seit der Diskreditierung der „liberalen“ Theologie durch Karl Barth und seine Schüler in den zwanziger Jahren sind die von den kritischen Theologen angefaßten dogmatischen Probleme aus dem

Gesichtskreis der modernen Dogmatiker verschwunden oder, wo man noch auf sie einging, ziemlich mühelos „dialektisch“ aufgehoben worden. Die von Generationen mit größter Gewissenhaftigkeit durch kritisch-geschichtliches Studium gewonnenen Grundlagen einer neuen, sachentsprechenden Christologie wurden von den „Verächtern der wissenschaftlichen Theologie unter den Theologen“ (A. v. Harnack) ohne Bedenken preisgegeben, und für den wirklichen Christus tauschte man einen erträumten ein. Man glaubte, wieder Dogmatik im alten Stil treiben zu können und setzte sich mit einer Leichtigkeit über die jüngste Geistes- und Theologiegeschichte und deren Probleme hinweg, die nichts Gutes ahnen ließ. Man rückte einfach — mittels eines dialektischen salto mortale — von der Geschichte ab. Diese Geschichtslosigkeit der dialektischen Theologie mußte auch zu ihrem Scheitern führen. Wenn man in dem leicht verständlichen Enthusiasmus der zwanziger Jahre und dann während der aufregenden Zeit des Kirchenkampfes glaubte, daß der „Liberalismus“ überwunden sei, so hatte man sich gründlich getäuscht. Der Liberalismus konnte garnicht überwunden werden, solange die Theologie sich scheute, auf seine Probleme einzugehen und sie wirklich zu lösen. Das hat die Theologie dank der „geschichtlichen Tat“ Karl Barths versäumt, und darum steht nun der vermeintlich tote Liberalismus in anderer Form und mit anderen Vorzeichen wieder auf und pocht mit seinen berechtigten Anliegen laut — erschreckend laut für manche — an die Pforten der Kirche. Das Bemerkenswerteste aber an dieser Tatsache ist, daß gerade frühere Freunde von Karl Barth — Rudolf Bultmann und Friedrich Gogarten — es sind, welche das alte, immer noch nicht erledigte Anliegen des Liberalismus erkannt und neu aufgegriffen haben und nun mit nicht zu überhörender Dringlichkeit der Theologie zur Beachtung empfehlen.

Adolf von Harnack hat in seinem „Wesen des Christentums“; das kürzlich, bezeichnenderweise von R. Bultmann mit einem Vorwort versehen, neu aufgelegt worden ist, geschrieben: „Es bleibt dabei, daß wir den Reformator noch zu erwarten haben, der die lutherische Reformation nach ihren Prinzipien und Grundkräften ablöst, und ich zweifle, daß er kommen wird.“ (A. Harnack, Das Wesen des Christentums, 56—60. Tausend, Leipzig 1908, S. XIV). Daß ein solcher Reformator notwendig ist, wird in weiten Kreisen der evangelischen Kirche, sogar im orthodoxen Lager, offen zugegeben. Vielleicht wird Harnack mit seinem Pessimismus, der ja nach all dem, was in den letzten Jahrzehnten geschehen ist, nicht unbegründet war, Recht behalten, indem er an einen genialen, konstruktiven Geist dachte. Ob ein solcher Mann, der ein umfassendes Wissen und durchschlagende Überzeugungskraft mit großem Sinn für Systematik verbinden müßte, der evangelischen Kirche je geschenkt werden wird, ist zu bezweifeln. Aber in der jüngsten Zeit sind doch gute Ansätze zu einer solchen Reformation der lutherischen Reformation nach ihren Prinzipien und Grundkräften da, die einen optimistisch stimmen möchten. Hier muß auf dem Gebiete der neutestamentlichen Wissenschaft vor allem Rudolf Bultmann genannt werden, dessen Lebenswerk von sehr weittragender Bedeutung ist. Es wird jedoch einem Neutestamentler nie vergönnt sein, reformatorisch zu wirken. Es tauchen schier unüberwindliche Schwierigkeiten auf, welche es verhindern, die neugeonnenen Erkenntnisse systematisch zu erfassen oder gar praktisch auszuwerten. So wurde Bultmann — so freudig er auch von vielen, besonders von jungen Theologen, begrüßt worden ist — doch kaum als der langersehnte Mann betrachtet, sondern man schaute über ihn hinweg nach einem anderen aus. Dieser Mann ist noch nicht gekommen. Aber durch sein bedeutsames Buch „Die Verkündigung Jesu Christi“ ist Friedrich Gogarten eine geschichtliche Rolle zugefallen, die uns an ihn als den ersten Theologen weist, der die Ergebnisse der kritischen Wissenschaft zusammengefaßt und systematisch verarbeitet hat. Die Theologie wird nun nicht mehr so tun können, als ob diese systematische Arbeit noch nicht angepackt worden sei. Sie wird über Gogartens Buch nicht hinwegkönnen, ohne erneut ungeschichtlich zu handeln. In Gogartens Buch sind viele wertvolle Ansätze theologischen Denkens gegeben, welche die Theologie nicht ignorieren darf. Zumindest muß sie sich damit auseinandersetzen. Denn es ist natürlich nicht so, als ob Gogarten nicht in vielen Punkten widersprochen werden könnte. Er will nur Wegweiser sein und ist sich dessen bewußt, daß er allein die Aufgaben, welche der Theologie in der Gegenwart gestellt sind, nicht zu lösen vermag. Er will vor allem die Theologie der Gegenwart zur Mitarbeit an den aktuellen theologischen Problemen aufrufen.

In diesem Artikel soll nun — unter starker Berücksichtigung des Gogartenschen Buches — das Zentralproblem der Dogmatik, die Christologie, in Angriff genommen werden. Gogarten bringt zur Christologie in der Gegenwart wertvolle Ansätze. Vor allem weist er einleitend sehr richtig darauf hin, daß der Mensch der Gegenwart mit den alten dogmatischen Aussagen über Christus nichts mehr anfangen kann, weil er kein Organ mehr dazu hat, sie zu erfassen. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, führt er aus, befindet sich das Christentum in einer „akuten Krise“. Das Denken, mit dem das Christentum seit seiner Entstehung verbunden ist, steht in einem

unversöhnlichen Gegensatz zum modernen Geschichtsdenken, wie überhaupt zum modernen Bewußtsein, welches sich durch drei Eigentümlichkeiten vom mythischen Denken oder Bewußtsein unterscheidet: Es handelt sich um die Wirklichkeiten, welche mit den Stichworten Selbständigkeit, Individualismus und Subjektivismus bezeichnet werden. „Ohne daß dem sein Recht wird in der christlichen Verkündigung, auch, ja gerade da, wo es zu ihrer überkommenen Gestalt im Widerspruch steht, kann sie dem heutigen Menschen nichts sagen, von dem ihm unmittelbar deutlich wird, daß es mit ihm und mit seiner Wirklichkeit zu tun hat und für ihn in irgendeiner Weise verbindlich sein kann. Solange weiß sie nichts von diesem Menschen, und sie muß sich dann nicht wundern, daß er auch nichts von ihr weiß und wissen will.“ (F. Gogarten, Die Verkündigung Jesu Christi, Heidelberg 1948, S. 19). Das soll nicht heißen, daß Jesus so modern wie nur irgend möglich verkündigt werden soll, damit er „anspricht“. Auf diese Weise wollten die Jesus-Theologen des 19. Jahrhunderts Jesus ihrer Zeit nahebringen. Sie haben moderne Ideen an Jesus herangetragen und sich diese von ihm bestätigen, legitimieren lassen. Sie haben ihn modern interpretiert und wollten in ihm ihr eigenes Bild verklärt wiedererkennen. Gerade darum konnten sie ihm nicht gerecht werden. Davon gibt Albert Schweitzers „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“ beredete Auskunft. Auch die gegenwärtigen Jesusbilder lassen sich fast durchgehend „von dem Bestreben leiten, der Geschichte einigermaßen gerecht zu werden und dem Glauben möglichst wenig Anstoß zu geben. Mit der Aufstellung neuer Forschungsmethoden wird dieses alte Verfahren verschleiert und gerechtfertigt.“ (A. Schweitzer, Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, 6. Aufl., Tübingen 1951, S. XVI). Dabei ist es heute bitter nötig, daß das kirchliche Christentum sich ernsthaft mit der historischen Wahrheit über Jesus auseinandersetzt und den Unterschied zwischen dem herkömmlichen, mythologischen, Christusbild und dem Jesus des Neuen Testaments erkennt und vor allen Dingen auch anerkennt, d. h. die Verkündigung Jesu Christi ihrem Wesen gemäß — und nicht ihrer der Geschichte angehörenden Gestalt nach — vornimmt. Wie F. Gogarten in seinem Werke zeigt, wird das Ernstnehmen der geschichtlichen Wahrheit dem Glauben keine Schwierigkeiten machen, sondern es bringt ihm unermeßlichen Gewinn, indem es ihn in die Tiefe führt, zuerst objektiv in Bezug auf das Christusbild und dann subjektiv in Bezug auf die Christuserkenntnis.

Seit etwa 200 Jahren, führt Gogarten aus, wird die „alte Anschauung von der Göttlichkeit Jesu, nämlich daß er Gottes Sohn ist, unsicher“ und schwindet schließlich ganz. Das „hängt zusammen mit der Historisierung des Denkens“. Das mittelalterliche Welt- und Geschichtsbild fällt. (S. 25) Die Bibel wird als eine Sammlung historischer Urkunden betrachtet, „die grundsätzlich unter den gleichen Bedingungen entstanden sind wie alle anderen Schriften auch. Damit ist die Bibel nicht mehr ein Buch, das auf wunderbare Weise aus göttlicher Inspiration entstanden ist, und vor dessen fragloser Autorität alle menschliche Kritik zu verstummen hat und demgegenüber keine andere Haltung angemessen ist, als die gläubiger Ehrfurcht. Sie ist vielmehr ein Buch, das wie alle anderen auch seinen Ursprung im menschlichen Geist hat, und demgegenüber man sich verhalten darf und soll wie zu anderen Erzeugnissen des menschlichen Geistes auch. Das aber heißt, das Maß für ihr richtiges Verständnis ist eben der menschliche Geist selbst. Und was so mit der Bibel geschieht, geschieht auch mit dem, der ihr vorzüglichster Inhalt ist.“ (S. 26) Auch Jesus wird mit den Mitteln moderner Biographie zu erfassen versucht, er wird behandelt wie andere Große der Geschichte. Die Folge davon ist: „Aus dem ewigen Gottessohn wird ein Mensch, der keinen anderen Ursprung hat als alle anderen auch.“ (S. 26) „Das bedeutet zunächst, daß alle jene göttlichen Attribute schwinden, mit denen man fast zwei Jahrtausende lang das Wesen Jesu erfaßt hatte. Auch da, wo man sich trotz der geschichtlichen Auffassung Jesu nicht entschließen konnte, sie ganz preiszugeben, wurden sie nur noch in einem uneigentlichen, übertragenen Sinn verstanden, wie sie schließlich von allem Menschlichen gebraucht werden können.“ (S. 27)

Die Kirche aber hat in dieser entscheidenden Zeit „das überkommene dogmatische, um nicht zu sagen mythologische Verständnis Jesu weiter überliefert.“ (S. 28) Doch dem geschichtlichen Denken „wurde diese dogmatisch-mythologische Verkündigung von Jesus unverständlich und darum schließlich gleichgültig.“ (S. 29) Die Kirche ist nun der Meinung, daß sie das dogmatisch-mythologische Jesusbild nicht aufgeben darf, ohne damit ein wesentliches Stück des christlichen Glaubens aufzugeben. Sie spricht von denen, welche die historische Wirklichkeit ernstnehmen, als von Kritikern, welche die Kirche zu einer „Philosophenschule“ machen wollen und die es „verweigern, vor dem erhöhten Herrn die Knie zu beugen und ihn als Herrn anzubeten“. (F. Rittelmeyer, Aus meinem Leben, 6.—9. Tausend, Stuttgart 1937, S. 306). Sie meint, der „alte Glaube“ sei seiner Form nach der einzig legitime. Was Bultmann heute ausspricht, wird für grundböse, weil grundfalsch, gehalten. Von „dämonischen“ oder „satanischen Einbrüchen“ wird angesichts der Entmythologisierungsforderung Bultmanns gesprochen. Die Orthodoxie ist der Ansicht, daß die irrenden Theologen der histo-

rischen Schule zur normierenden Lehre der Kirche zurückkehren müßten. Aber Gogarten spricht nur eine Tatsache aus, wenn er statuiert: „Der Rückweg in die dogmatisch-mythologische Auffassung Jesu ist abgeschnitten. Es suchen ihn heute wieder viele, besonders unter den Theologen, zu gehen. Die einen in einer entschlossenen, fast buchstäblichen Rückwendung zu der dogmatischen Tradition entweder des Neuen Testaments selbst oder der Reformationszeit, die anderen in einer geschickten, manchmal geistreich spielenden symbolistischen Auffassung und Umbiegung der Tradition, die ihnen möglich macht, zugleich auf zwei Pferden zu reiten, dem dogmatischen und dem geschichtlichen.“ (S. 30) Aber die theologischen Konstruktionen der letzteren stecken, wenn man genauer zuseht, so voller Widersprüche, daß dieses Verfahren schon allein dadurch gerichtet ist. Es gibt keinen legitimen Weg zur theologischen Erkenntnis Jesu Christi als den des geschichtlichen Studiums: „Haben wir also keine andere Möglichkeit, wieder zu einer Erkenntnis Jesu zu kommen, als die des geschichtlichen Denkens, so kann das zunächst nichts anderes heißen, als daß es bei dem ‚Menschen‘ Jesu bleibt.“ (S. 30)

Das bedeutet für die Christologie der Gegenwart, daß der von Schleiermacher erstmalig gefundene und besonders von Albrecht Ritschl in die Systematik eingeführte Ansatz wieder zu Ehren kommt: Das „Menschsein Jesu ist der einzige Ansatzpunkt für unser Denken über ihn.“ (Gogarten, S. 31). Die dogmatische Methode „von oben nach unten“, wie die alte Kirche, die Reformatoren und neuerdings die dialektische Theologie, z. B. Emil Brunner in seinem Werke „Der Mittler“, sie anwenden, indem sie von der Gottheit Christi oder gar, wie die Alten, von der Trinität ausgehen, ist heute aus sachlichen Gründen nicht mehr möglich. Der Schleiermacher-Ritschl'sche Ansatzpunkt „von unten nach oben“ ist der einzig legitime in der Christologie der Gegenwart. Ritschl drückte sich so aus: Der einzige Weg der Christologie ist der „anthropozentrische“, indem die „Gottheit Christi“ in der Humanität bleibt und in ethischen und religiösen Prädikaten des Menschseins Jesu gefunden wird. Wir würden das heute anders formulieren und etwa im Sinne von Paul Althaus „das geschichtliche Bild Jesu Christi“ zum Ausgangspunkt unserer dogmatischen Überlegungen machen, d. h. den Jesus des Neuen Testaments. Im Grunde aber hat A. Ritschl mit seiner Formulierung den Nagel auf den Kopf getroffen. Das zuzugestehen, ist eine Forderung wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit.

Das Bild Jesu, seine „Humanität“, hat den hervorstechendsten und alles andere bestimmenden Zug in der Eschatologie. Schweitzer schreibt im Vorwort zu 6. Auflage der „Geschichte der Lebens-Jesu-Forschung“ (S. XII): „Das geschichtliche Problem des Lebens Jesu, wie es sich der wissenschaftlich verfahrenen Forschung enthüllt hat, darf durch die aus der spätjüdischen Eschatologie gewonnene Erkenntnis als im wesentlichen gelöst angesehen werden.“ Darüber herrscht heute auch kaum mehr Zweifel unter den Fachwissenschaftlern. Johannes Weiß hat in seinem epochemachenden 67 Seiten langen Werk „Die Predigt Jesu vom Reiche Gottes“ (1893) den durchaus eschatologischen Charakter der Verkündigung Jesu nachgewiesen. A. Schweitzer schritt in seiner Schrift „Das Messianitäts- und Leidensgeheimnis. Eine Skizze des Lebens Jesu“ (1901) dazu fort, „nicht nur seine Verkündigung, sondern auch sein Verhalten und Handeln als durch die eschatologische Erwartung bedingt begreiflich zu machen.“ (Geschichte der Lebens-Jesu-Forschung, 6. Aufl., Tübingen 1951, S. VIII). In diesem Sinne darf man wohl auch Harnacks Aussage über Jesus im „Wesen des Christentums“ verstehen: „Jesus Christus und seine ersten Jünger haben ebenso in ihrer Zeit gestanden, wie wir in der unsrigen stehen, d. h. sie haben gefühlt, erkannt, geurteilt und gekämpft in dem Horizont und Rahmen ihres Volkes und seines damaligen Zustandes. Sie wären nicht Menschen von Fleisch und Blut, sondern gespenstische Wesen gewesen, wenn es anders wäre. Freilich, siebzehn Jahrhunderte hindurch hat man gemeint, und viele unter uns meinen es noch, der ‚Menschheit‘ Jesu Christi, welche auch sie lehren, sei bereits genügt, wenn man annehme, er habe einen menschlichen Leib und eine menschliche Seele gehabt. Als ob es so etwas ohne individuelle Bestimmtheit gäbe! Ein Mensch sein heißt erstlich, eine so und so bestimmte und damit begrenzte und beschränkte geistige Anlage besitzen, und zweitens, mit dieser Anlage in einem wiederum begrenzten und beschränkten geschichtlichen Zusammenhang stehen. Darüber hinaus gibt es keine ‚Menschen‘. Hieraus folgt aber unmittelbar, daß nichts, schlechterdings nichts, von einem Menschen gedacht, gesprochen und getan werden kann, ohne die Koeffizienten seiner eigentümlichen Anlage und Zeit. Mag auch ein einzelnes Wort wahrhaft klassisch und für alle Zeiten gültig erscheinen — schon in der Sprache liegt eine sehr fühlbare Beschränkung. Noch viel weniger aber vermag sich die Totalität einer geistigen Persönlichkeit so zur Darstellung zu bringen, daß man die Schranken, und mit ihnen das Fremdartige oder das Konventionelle, nicht empfindet, und diese Empfindung muß sich notwendig steigern, je weiter der Betrachtende zeitlich entfernt steht.“ (S. 8, Sperrungen von Harnack) Daß viele Jesus-Theologen das Fremdartige an Jesus übersehen oder gar gemildert und getilgt haben, war

ihr großer Fehler, um des willen auch ihre ganze fleißige und subtile Arbeit ohne die Frucht blieb, welche sie an sich verdient hätte. Durch die eschatologische Schule ist das Fremdartige an Jesu Leben und Lehre so herausgestellt worden, daß es heute nur noch von Ignoranten geleugnet werden kann. Der eschatologische Jesus ist für uns „eine äußerst fremdartige Erscheinung“ (Gogarten, S. 35) und Schweitzer hat Recht, wenn er schreibt: „Mit der Eschatologie wird es unmöglich, moderne Ideen in Jesus hineinzutragen.“ (a. a. O. S. 244). Das gilt auch für die pietistischen Ideen von Jesus als dem „Seelenbräutigam“ oder für die orthodoxe Anschauung von der Kenose (Selbstentäußerung Christi, vgl. Phil. 2, 7). All den Versuchen, moderne Vorstellungen in Jesus hineinzuprojizieren und so über Jesus zu verfügen, ist durch das eschatologische Jesusbild die Grundlage entzogen und Halt geboten. Das ist für uns von größter Wichtigkeit. Mit der Wiedergewinnung der Fremdartigkeit Jesu ist ein bedeutsamer Schritt getan: „Er bringt uns Jesus gegenüber in die Situation des Fragenden.“ (Gogarten, S. 37). Wir können nicht mehr einfach über ihn, sein Leben und Lehren, verfügen, wie das die Jesus-Theologen mit Vorliebe getan haben, wie es aber auch die konservativen Dogmatiker tun. Beide, der Jesus etwa eines Wrede, aber auch der z. B. Brunners, sind konstruiert und halten einer ernsthaften geschichtlichen Kritik nicht stand. Man kann Jesus weder mit modernen Vorstellungen noch mittels eines alterwürdigen dogmatischen Schemas — und sei es noch so ehrwürdig — erfassen. Wenn wir uns heute auf Grund besserer Erkenntnis vom Wege unserer Väter trennen, so ist das nichts „Barbarisches“, wie Karl Barth solches Vorgehen beurteilen zu müssen glaubt (Dogmatik im Grundriß, München 1947, S. 98), sondern es ist das Gebot der Stunde, welches wir nicht noch einmal überhören dürfen. Es geht heute einfach nicht mehr an, Christi Gottheit via Trinitätslehre zu postulieren. Sie muß sich erweisen — jedoch nicht an einem platonischen Christus, sondern an dem geschichtlichen Menschen Jesus von Nazareth. Es bleibt dabei, daß die Christologie Jesu Gottheit allein in seiner Humanität finden kann.

Daß diese „Humanität“ Jesu im Neuen Testament nicht eo ipso gegeben ist, dürfte zumindest seit Bultmann nicht mehr in Zweifel gezogen werden. Der Jesus des Neuen Testaments ist durch die Gemeintheologie der Urchristenheit hindurchgegangen. Das Neue Testament ist Bekenntnis zum Kyrios Christos, zum „Herrn“ Christus. Des Dogmatikers Aufgabe ist es, hinter diesen Jesus der Urchristenheit zum Jesus der Geschichte zurückzugehen. Das ist ja auch das Anliegen Bultmanns. Er will nicht zerstören, sondern enthüllen. Wofern der Schritt hinter den Glauben der Urgemeinde zurück zum historischen Jesus nicht getan wird, „ist nicht mehr Christus selbst der Grund der Kirche, sondern die urchristliche Theologie.“ (P. Althaus, Die christliche Wahrheit, II. Band, Gütersloh 1948, S. 196) Die Christologie der Gegenwart hat also nicht nur die Methode Ritschls in Anwendung zu bringen, sondern sie ist auch genötigt, das Neue Testament kritisch zu betrachten. Sie muß aus dem Zeugnis vom Kyrios Christos den Bericht über den historischen Jesus von Nazareth herauslösen. Zwar wird die Ernte dann quantitativ gering, dafür aber qualitativ um so ertragreicher sein. Jedes andere Verfahren ist nicht in der Lage, zutreffende, gültige christologische Aussagen zu machen.

Daß es heute noch christologisches Denken gibt, welches von alledem nichts wissen will, beweist die Tagung des Lutherischen Weltbundes in Hannover 1952. Im Vorbereitungsheft zur Tagung des Lutherischen Weltbundes fällt es sofort auf, daß bei allen christologischen Aussagen fast nur Johannes- und Paulusstellen angezogen worden sind. Schlag den beteiligten Theologen da nicht ihr „synoptisches Gewissen“? Darf man denn heute noch mit Johanneszitate so ohne weiteres Christologie treiben? — An solchen Beispielen wird es einem deutlich, wie nötig es ist, immer wieder den Finger auf die wunden Stellen in der herkömmlichen Dogmatik zu legen.

Wir können es uns nicht leisten, ein zweites Mal die Zeichen der Zeit zu übersehen! Wir sind verpflichtet, aufzuhorchen auf das, was uns die Theologie der Gegenwart zu sagen hat — auch wenn es sich um bittere Wahrheit handelt. — Das moderne geschichtliche Denken hat die alte Christologie aufgelöst. Eine neue Epoche in der Theologiegeschichte kündigt sich an — oder hat sie schon begonnen? Wir müssen neu beginnen, Jesus zu begreifen. Unser Weg liegt klar vor unseren Augen. Gogartens Buch weist uns auf diesen Weg. Es weist die Richtung, welche man heute allein noch gehen darf. Gogarten begründet das mit dem Hinweis auf die Verantwortung der Kirche für die Menschen unserer Zeit. Die Kirche hat die Aufgabe, den Menschen Christus zu verkündigen. Darum ist sie immer neu gerufen, sich auf die Grundlagen ihrer Verkündigung zu besinnen. Dazu will Gogartens Buch eine Hilfe sein. Es ist aber auch wie kein zweites dazu geeignet, Aufgaben zu zeigen, welche die Kirche in der Gegenwart zu erfüllen hat. Die hervorstechendste Aufgabe der Kirche aber ist die Erarbeitung einer neuen, sachentsprechenden Christologie. Zu solcher christologischen Arbeit möchte dieser Artikel eine Anregung sein.